

Drei Siebe

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Gehörlosen-Zeitung**

Band (Jahr): **29 (1935)**

Heft 5

PDF erstellt am: **19.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-926633>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

die Nerven und Adern, die Muskeln und die feinsten Gewebe des menschlichen Körpers. Im Spital schaute er den geschicktesten Ärzten die Kunst ab, wie man das Messer führt. Endlich hatte er auch dieses Studium hinter sich. Im Frühling 1913 war er Arzt. 38 Jahre zählt er jetzt. Nun will er nach Afrika reisen.

Aber er muß doch Instrumente, Verbandstoffe, Heilmittel und andere absolut nötigen Dinge haben. Das aber kostet Geld. Aber wieder weiß sich Albert Schweizer zu helfen. Er reist durch halb Europa, gibt Konzerte und klopft an die Türen reicher Leute. Er findet offene Türen, offene Herzen und offene Hände. In kurzer Zeit hat er alles beisammen, und noch im Jahr 1913 kann er losziehen. Seine Frau reist mit als Krankenpflegerin. Am Rande des Urwaldes, auf einem Hügel am Ufer des mehrere hundert Meter breiten Ogoweflusses, beginnt er seine Arbeit. Dort auf der Holzhändlerstation Lambarene hat ihm die Pariser Missionsgesellschaft ein kleines Krankenhaus erbaut.

Wie sieht es aus in Lambarene? Ein paar Bretterhütten, schwül und heiß die Luft. Raun weht am Abend ein kühles Lüftchen von den Palmen herüber. Unken rufen, Grillen zirpen aus den feuchten Gründen. Aus dem nahen Urwald herüber krächzt und schreit, girt und brüllt das Getier. Unter einem Vordach ist der Sprechraum des Doktors. In einem ehemaligen Hühnerstall wird operiert. Nach und nach wird vieles besser. Schweizer ist sein eigener Baumeister und Arbeiter. Mit eigenen Händen setzt er mehr als vierhundert Pfähle, 2—3 m lang und etwa 30 cm dick. Darauf stellt er die verschiedenen Hütten: das Operationshaus, das Haus für Schwerkrante, Krankenhäuser für die andern, die Apotheke, das Vorratshaus und das Wohnhaus. Dort unter dem Äquator herrscht eine unerträgliche Hitze. Trockene Wärme, feuchte Wärme und plötzliche Wirbelstürme wechseln ab. Die Häuser-Varaken haben doppelte Bedachung. Ueber dem Raume Wellblech; das gibt Halt und Stärke; darüber Ziegel aus Palmblättern geflochten, die halten die größte Hitze ab. Durch die Räume weht ein frischer Zug.

Bald kommen Patienten. Wie sehen sie aus? Bedeckt mit eckligen Geschwüren, vergiftet von Insektenstichen, von Schmutz und Unrat, Menschen mit eiternden Wunden, mit Auswüchsen am Leib, bis 40 kg schwer, mit Brüchen, an der unheimlichen Schlafkrankheit leidend, vor Schmerzen schreiend, der Körper verunstaltet

von innern Krankheiten, dem Tode nahe. Zwei Menschen, der Doktor und seine Frau, nehmen die Hilfsuchenden freundlich auf; sie reinigen und verbinden die Wunden; sie lindern mit heilenden Mitteln die Schmerzen; sie führen das Messer, verbinden, pflegen; sie retten Menschenleben.

Die Kunde von dem wundertätigen Manne dringt bis in die entferntesten Negerdörfer. Ganze Karawanen umlagern die Varaken. Sie kommen mit Kind und Regel. Sie können am gleichen Tag nicht wieder heimgehen; es ist zu weit; der Doktor muß ihnen Obdach schaffen. Er muß ihnen zu essen geben. Und was ist sein Lohn? Die Leute sind arm; sie können nichts geben, höchstens einige Blätterziegel. Nicht einmal auf Dank kann der Doktor immer rechnen. Es gibt Augenblicke, die das Herz beglücken: Ein geheilter Neger preßt die Hand des Doktors und weint Tränen des Danks. Es gibt aber auch bittere Enttäuschungen: Ein Neger stiehlt zum Dank für seine Heilung einen halben Sack Zucker oder ein Notenheft, das er dann in den nächsten Busch wirft. Der Doktor will die Leute zu gegenseitiger Hilfe erziehen. Die frankten Neger liegen auf Doppelpritschen im Spital. Unten ein Schwerkranker, über ihm einer, der noch hinauf- und herunterklettern kann. Er soll dem Genossen im ersten Stock helfen. Aber oft wollen sie nicht: Der — nicht mein Bruder. Da muß ihm der Arzt begreiflich machen: Du — mein Bruder. Er — mein Bruder. Also ihr beiden — Brüder. (Schluß folgt.)

Drei Siebe.

Zu dem griechischen Weltweisen Sokrates kam einer voll Aufregung gelaufen und sagte: „Höre, Sokrates, ich muß dir erzählen, was dein Freund getan hat“.

Sokrates erwiderte: Halt! Hast du das, was du mir erzählen willst, durch die drei Siebe gefiebt?“

„Drei Siebe?“, fragte der andere, „ich habe noch nie davon gehört.“

Sokrates antwortete: „Jawohl, drei Siebe! Wir wollen gleich sehen, ob das, was du mir erzählen willst, durch die drei Siebe hindurchgeht.“

Das erste Sieb ist die Wahrheit. Hast du geprüft, ob alles wahr ist, was du mir sagen willst?“

„Nein, ich habe es nicht geprüft; ich vernahm es durch erzählen; selber dabei gewesen bin ich nicht.“

„So, so!“ sagte Sokrates. „Das zweite Sieb ist die Güte. Ist das, was du mir erzählen willst, gut?“

Der Gefragte erwiderte zögernd: „Nein, gut ist es nicht. Im Gegenteil, es ist etwas Schlechtes.“

„Hm, hm,“ fuhr der Weise fort, „nun wollen wir auch noch das dritte Sieb anwenden: Ist es notwendig, daß du mir das erzählst, was dich so aufregt?“

Der andere mußte zugeben, daß es nicht gerade notwendig sei. „Ich dachte nur, es sei interessant für dich.“

Da lächelte der Weise und sagte: „Wenn das, was du mir erzählen willst, nicht wahr, nicht gut und nicht notwendig ist, so behalte es für dich selbst und belästige mich nicht damit!“

Sokrates war ein Heide, aber er beschämt Christen, die ihre Zunge immer laufen lassen über ihre Mitmenschen.

Zur Unterhaltung

Was die Herzogin von Schwaben im Kloster St. Gallen erlebte.

Aus B. Schessel, Ekkehard.

Beim Eintritt. (Fortsetzung.)

Fünffmal erklang jetzt das Glöcklein von des heiligen Othmar Kapelle neben der Hauptkirche und rief die Brüder zum Kapitelsaal. Es war eine einfache, graue Halle. Auf erhöhtem Ziegelsteinboden hob sich des Abtes Marmorstuhl. Daran zwei rohe Löwenköpfe ausgehauen. Stufen führten hinauf. Vergnüglich streifte das Auge von dort an den dunkeln Pfeilern und Säulen vorüber ins Grün des Gärtleins im innern Hofe. Rosen und Malven blühten drin empor.

Im scharfen Gegensatz der Farbe hoben sich die weißen Kutten und dunkelfarbigen Ueberkleider vom Stein grau der Wände. Lautlos trafen die Berufenen ein. Flüchtiges Nicken des Hauptes war der gegenseitige Gruß. Wärmender Sonnenstrahl fiel durchs schmale Fenster auf ihre Reihen.

Jetzt bestieg der Abt seinen ragenden Steinsitz, und sie ratschlagten, was zu tun sei. Der Fall war schwierig. Die Beratung war stürmisch. Sie sprachen hin und her.

Da erhob sich unter den jüngern Brüdern einer und erbat sich das Wort.

„Sprechet, Bruder Ekkehard,“ rief der Abt, und das wogende Gemurmel verstummte. Alle

hörten den Ekkehard gern. Er war jung an Jahren, von schöner Gestalt und fesselte jeden, der ihn anschaute. Dabei war er weise und beredt, von klugverständigem Rat und ein scharfer Gelehrter.

Ein kaum sichtbares Lächeln war über seinen Lippen gelegen, diemeil die Alten sich stritten. Jetzt erhob er seine Stimme und sprach: „Wenn in unserer Satzung streng geboten ist, daß kein Weib den Fuß über des Klosters Schwelle setze: man kann sie ja darüber tragen.“

Da heiterten sich die Stirnen der Alten, als wäre jedem ein Stein vom Herzen gefallen. Beifällig nickten die Kapuzen. Der Abt sprach: „Fürwahr, Bruder Ekkehard, Ihr seid sanft wie die Taube, aber klug wie die Schlange, so sollt Ihr des eigenen Rats Vollstrecker sein.“

Der Pörtner verbeugte sich, seinen Gehorsam anzudeuten. Der Abt pflog noch eine lange, flüsternde Verhandlung mit Gerold, dem Schaffner, wegen des Besperimbisses. Dann stieg er von seinem Steinsitz und zog mit der Brüder Schar den Gästen entgegen. Die waren draußen schon dreimal um des Klosters Umfriedung herumgeritten und hatten sich mit Glimpf und Scherz des Wartens Ungeduld vertrieben.

Das schwere Tor knarrte auf. Heraus schritt der Abt, paarweise langsamen Ganges der Zug der Brüder. Die beiden Reihen erwiderten sich die Strophen eines Lobliedes auf den heiligen Benediktus. Dann gab der Abt das Zeichen, daß der Gesang verstumme. „Wie geht's Euch, Better Gralo?“ rief die Herzogin leichtfertig vom Roß, „hab' Euch lange nicht gesehen! Hinket Ihr noch?“

Gralo aber sprach ernst: „Es ist besser, der Hirt hinke, als die Herde. Vernehmet des Klosters Beschluß.“

Und er eröffnete die Bedingung, die auf den Eintritt gesetzt. Da sprach Frau Hadwig lächelnd: „Solange ich das Szepter führe im Schwabenland, ist mir ein solcher Vorschlag nicht gemacht worden. Welchem der Brüder habt Ihr's zugewiesen, mich über des Klosters Schwelle zu tragen?“

Da sprach der Abt: „Das ist des Pörtners Amt; dort steht er.“ Frau Hadwig wandte den Blick in der Richtung, die des Abtes Zeigefinger wies. Gesenkten Hauptes stand Ekkehard. Unmutig sprang sie aus dem Bügel, trat auf den Pörtner zu und sprach: „So tut, was Eures Amtes!“

Er war unverzagten Mutes und umfaßte mit starkem Arm die Herzogin. Fröhlich schritt